

Peter Handke: "Noch einmal für Thukydides" und Akira Kurosawa: "Träume"

Die Dinge zu betrachten, heißt es, in sie einzugehen und damit ihre Fraglichkeit loszuwerden? Ich habe das Gefühl, ich komme nicht aus meiner Haut hinaus und zugleich gehe ich dauernd draußen herum. Die Dinge sind mir vertraut und bei näherem Hinschauen sind sie mir ein wenig fremd oder ganz fremd, unzugänglich, und ich weiß nicht, wie ich mich zu ihnen habe verhalten können. Ich bin in Handkes kleine Schriftstücke hineingegangen, weil ich erfahren wollte, wie der Schriftsteller vermöge des Schreibens sich in den Dingen behauptet, ohne sie zu zerstören. Ich las die Stücke wieder und wieder, und hatte die Empfindung von einem Menschen, der in die Welt geht und überall die Dinge betrachten kann, als sei er in ihrer Nachbarschaft aufgewachsen. Von neuem erschien die Vielfalt der Beziehungen - man konnte Forscherlust bekommen -, denn jede Beziehung war reizvoll und einmalig, sozusagen wiedergeboren in den Augen des Einmaligen, des Schriftstellers. Die Dinge und die Beziehungen zwischen den Dingen waren von ihm erkannt, doch nicht auf Kosten ihrer Fremdartigkeit; und wenn sie hier, in diesen kleinen Schriftstücken, ihre Fragen nicht wörtlich stellten, so erblühte aus ihrer lichtklaren Erscheinung noch größer und noch stiller das Rätsel ihres Daseins, der Schönheit, die so lange währt, bis man sehnsüchtig nach ihr geworden ist.

Handke ist von der Straße weggegangen. Die Straße ist die paradoxe Gestalt der Abstraktion, aber sie kennt ihre Herkunft nicht mehr. Sie kennt auch den Hingang nicht, denn die Straße macht jeden Ort zum Vorort jeden Ortes, ja, sie ist das Sinnbild der Auslieferung an die sinnlose, gestaltlose, geschichtsfremde Zeit.

Wer sucht, zeugt. Die Schönheit fordert zum Wetteifer. Die Vergänglichkeit strengt an zur Dauer. Einmal mag es mir und dir so ergehen wie dem japanischen Kunststudenten in Kurosawas Film "Träume": er geht in das Museum und betrachtet van Goghs Malereien. Angesichts der Brücke von Arles, dieser so hellen, anschaulichen Szene, gelingt es ihm, durch die Wand der Zeit und des Raumes zu gehen und er findet sich plötzlich in der provençalischen Landschaft. Er fragt die Wäscherinnen am Fluß und überquert die Brücke, deren Auflager tatsächlich aus bunten Steinen gebaut sind, und findet schließlich den Meister selbst an der Arbeit. Ihre Unterhaltung ist kurz. Der Meister hat den Kopf verbunden, weil er sich das Ohr abgeschnitten hat: es hat nämlich nicht ins Bild gepaßt. Der Meister blickt über das Weizenfeld gegen den Wald im Horizont. Er verweist kaltschnäuzig auf die eigene Zukunft. Ich muß arbeiten, sagt er, den Kopf auf

den Skizzenblock senkend und in die Aussicht hebend, ich muß arbeiten, ich habe nicht mehr viel Zeit. Der Kunststudent folgt dem Blick des Meisters, er sieht das Land, das gelbe Korn, den grünen Wald, den lichtblauen Himmel, er sieht die schwarzen Krähen aus dem goldenen Weizen aufsteigen, er sieht die gleißende Sonne, deren Anblick das Auge nicht erträgt, und plötzlich, in einer zweiten Verwandlung, in einer Erleuchtung, findet sich der Schauende nun von der Sonne aus van Goghs Farbstrichen angezogen und wir sehen den Studenten, wie er lächelnd und staunend durch van Goghs Landschaften geht, und wir staunen selbst und werden der Meisterschaft so eindringlich und direkt gewahr, daß wir meinen, wir gingen durch den Geist der Kunst selbst.

Dann neigen wir für ein paar Sekunden den Kopf, aus Ehrerbietung vor den großen Meistern, wir schließen die Augen und möchten weinen vor Freude.